



HELENA HUNTING

# GÄMME CHANGER

Die Nacht  
unseres Lebens

ROMAN

.digital

LYX

# *Inhalt*

Titel

Zu diesem Buch

Widmung

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

Epilog

Danksagung

Die Autorin

Die Romane von Helena Hunting bei LYX

Impressum

HELENA HUNTING

# Game Changer

DIE NACHT UNSERES LEBENS

Roman

Ins Deutsche übertragen  
von Michaela Link



LYX

## *Zu diesem Buch*

Ihr gemeinsames Geheimnis wird sie für immer verbinden!

Ryan Kingston ist eigentlich ein sehr disziplinierter Profisportler, der seinen Verstand benutzt und seine Emotionen unter Kontrolle hat. Bis zu der Nacht, als er erfährt, dass seine ganze Existenz eine Lüge ist. In dieser Nacht wirft er die Vernunft über Bord und lässt sich von seinen Gefühlen leiten - und diese führen ihn direkt zu Queenie. Zunächst ist sie nur eine lebenslustige Fremde in einer Bar, dann der heißeste One-Night-Stand aller Zeiten - und schließlich die Frau, die ständig seine Gedanken beherrscht. Was Ryan nie hätte kommen sehen, ist, dass Queenie auch die Tochter seines NHL-Teammanagers ist ...

*Für alle rastlosen Seelen,  
die inmitten des Chaos ein wenig Ruhe brauchen, und für  
alle, die ein wenig Chaos brauchen, um die Ruhe  
aufzulockern.*

# *Prolog*

## Mama-Probleme

### **Kingston**

Ich habe sechs verschiedene Drinks vor mir stehen, angefangen von sehr teurem Scotch bis hin zu irgendeinem fruchtig prickelnden Cocktail, der so süß ist, dass ich schon jetzt spüre, wie meine Zähne Löcher kriegen. Aber trotz dieser Auswahl fällt es mir schwer, betrunken zu werden. Hauptsächlich, weil mir Alkohol nicht wirklich schmeckt und ich deshalb bisher an jedem Glas nur ein wenig genippt habe.

»Entschuldigung, ist dieser Platz besetzt?« Eine leise, leicht rauchige Frauenstimme lenkt meinen Blick nach links zu dem freien Hocker neben mir.

Als sie mich mit ihren graublauen, von einem dunkleren Blauton umschatteten Augen fixiert, fallen mir gleich mehrere Dinge auf: Sie ist zierlich und einfach atemberaubend, hat sich das lange, kastanienbraune Haar zu einem lockeren Pferdeschwanz gebunden, und sie hat hohe Wangenknochen, volle Lippen und dichte Wimpern, die nicht nach Mascara aussehen. Aber trotz ihrer Schönheit wirkt sie traurig.

Wir passen zusammen.

»Ähm, nein, setzen Sie sich ruhig.« Obwohl ich schlecht drauf bin, rutsche ich von meinem Hocker und stehe auf, um ihr Platz zu machen, da die Hocker dicht an dicht an der Bar stehen.

Noch bevor ich ihr meine Hilfe anbieten kann, sitzt sie schon auf dem Platz neben meinem.

»Ich bin Queenie.« Sie streckt ihre Hand aus, und als ich das Gleiche tue und ihre Handfläche an meine gleitet, durchfährt mich ein unerwartetes Kribbeln. So wie ihre Augen flackern, könnte sie es ebenfalls gespürt haben. Vielleicht liegt irgendwas in der Luft.

»Queenie?« Ich lächele. »Ich bin Ryan.« Keine Ahnung, warum ich mich mit diesem Namen vorstelle. Niemand nennt mich Ryan, außer meinen Eltern. Selbst meine Geschwister nennen mich meistens beim Nachnamen. Zum Teil wohl deswegen, weil die meisten Leute aufgrund meines Berufs meinen Nachnamen kennen. Jetzt ist es jedenfalls zu spät für einen Rückzieher. Vielleicht habe ich mich auch deshalb mit meinem Vornamen vorgestellt, weil infolge der heutigen Ereignisse meine komplette Identität ins Wanken geraten ist.

»Hi, Ryan.« Ihr Blick mustert mich von oben bis unten. Unsere Handflächen berühren sich immer noch. Und ich sehe sie immer noch an.

Als ich ihre Hand loslasse, würde ich am liebsten sofort einen weiteren Grund finden, um sie zu berühren.

Schon hat der Barkeeper seinen neuen Gast entdeckt. Ich setze mich wieder auf meinen Platz, während Queenie ihren Drink bestellt. »Ich nehme einen Wodka Martini, extra dirty, extra Oliven, bitte. Ach, und das Ganze gleich zweimal.«

Der Barkeeper zieht die Brauen hoch, während er nach seinem Shaker greift. Aber als er eine Flasche vom Regal hinter sich nehmen will, stoppt sie ihn und bittet stattdessen um einen anderen Wodka. Ich bin mir nicht sicher, was der Unterschied zwischen den beiden ist, doch der Barkeeper zieht erneut die Brauen hoch. Er füllt zwei Martinigläser und lässt jeweils ein Olivenspießchen hineinfallen. Bevor er sich abwendet, sieht er mich an. »Sie sind immer noch versorgt?«

»Ja, danke.«



Ich versuche, Queenie nicht anzustarren, aber ich kann sie in der verspiegelten Wand hinter der Bar beobachten. Sie nimmt einen Schluck aus einem Glas, verzieht das Gesicht und nimmt dann einen weiteren aus dem anderen. Als Nächstes fischt sie das Olivenspießchen aus dem einen Glas, lässt es ins andere fallen und kippt das Ganze mit zwei Schlucken hinunter.

Sie zuckt zusammen, dreht den Kopf weg und hustet in ihren Ellbogen.

»Alles klar bei Ihnen?«, frage ich.

Sie hebt eine Hand und hustet noch ein paarmal. Als sie mich endlich wieder ansieht, tränen ihre Augen und ihre Wangen sind gerötet. »Alles bestens, danke. Billiger Wodka geht einfach nicht so gut runter.«

»Oh.« Von Wodka hab ich nicht viel Ahnung. »Warum haben Sie dann nicht den anderen genommen?«

»Weil er das Doppelte kostet, und ich hab gerade meinen Job verloren, also muss ich mich mit dem billigen Zeug betrinken.« Sie pflückt eines der Spießchen aus dem noch vollen Martiniglas und steckt sich eine Olive in den Mund.

»Das mit Ihrem Job tut mir leid.«

Sie schenkt mir ein schiefes Lächeln. »Danke. Aber ich war ohnehin ziemlich mies darin, deshalb ist es keine große Überraschung. Außerdem wollte ich sowieso nicht bis in alle Ewigkeit kellnern, also sehe ich es als eine Art Weckruf an, um herauszufinden, was ich für den Rest meines Lebens wirklich will.« Sie deutet auf meine vor mir aufgereihten Drinks. »Und was geht hier ab?«

»Ich versuche ebenfalls, mich zu betrinken.«

»Worin Sie erheblich mehr Erfolg hätten, wenn Sie auch tatsächlich *trinken* würden.«

»Ja, schon klar. Aber eigentlich mag ich gar keinen Alkohol«, gestehe ich.

Sie mustert mich lange und ihr Grinsen wird breiter. »Ich müsste lügen, wenn ich behaupten würde, dass mich

das überrascht. Sie sehen irgendwie so aus, als hätten Sie sich auf dem Weg zu einem Pfadfindertreffen verirrt.«

»Ich war tatsächlich mal Pfadfinder«, sage ich und streiche mir mit einer Hand über die Brust. Ich trage ein weißes Poloshirt und khakifarbene Chinos, mein übliches Outfit. »Als Teenager war ich sogar mal Gruppenleiter.«

Sie wirft den Kopf in den Nacken und lacht. »Gott, wie süß. Und ich meine das als Kompliment.« Queenie stützt ihre Wange auf ihre Hand und sieht mich an. »Also, dann erzählen Sie mal, warum ein ehemaliger Pfadfinder und Gruppenleiter sich ganz allein betrinken muss.«

»Das ist ein wenig kompliziert.« Ich greife nach einem der Gläser vor mir und nehme einen kräftigen Schluck.

»In Sachen Komplikationen kenne ich mich aus. Schießen Sie schon los.«

Für ein paar Sekunden beiße ich mir auf die Zungenspitze und überlege hin und her. »Das Ganze ist ziemlich verkorkst.«

»Das ist völlig okay. Bei mir sieht's nicht anders aus. Wie wäre es damit: Sie erzählen mir, warum Sie sich betrinken wollen, und ich erzähle Ihnen, warum ich noch in der Klemme stecke, ganz abgesehen davon, dass ich einen Job verloren habe.« Sie hält ihren kleinen Finger hoch.

»Und wir können uns bei unseren kleinen Fingern schwören, dass wir das, was wir uns heute Abend erzählen, mit ins Grab nehmen werden.«

Ich verhake meinen kleinen Finger mit ihrem, und da spüre ich es wieder, dieses elektrisierende Kribbeln. Wie wenn sich die Atmosphäre vor einem Gewitter auflädt. »Ein Geheimnis für das andere?«

»Genau.«

»Okay.« Ich nicke knapp und atme hörbar aus. Wahrscheinlich ist es einfacher, einer Fremden davon zu erzählen als jemandem, der mir nahesteht. Also beuge ich mich so weit vor, dass mein Mund dicht an ihrem Ohr ist,

und sage leise: »Ich habe herausgefunden, dass meine Schwester in Wirklichkeit meine Mom ist.«

Queenie lehnt sich zurück und blinzelt mehrmals hintereinander. »Tut mir leid ... wie war das?«

»Meine Schwester ist in Wirklichkeit ...«

Sie wedelt abwehrend mit der Hand. »Ich hab's schon verstanden. Oh mein Gott. Ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll. Geht es Ihnen ... gut? Vergessen Sie's. Blöde Frage. Ganz offensichtlich nicht. Wollen Sie ... darüber reden?«

»Ähm, eigentlich nicht. Ist das okay?« Ich habe fast ein schlechtes Gewissen, weil ich nicht mehr preisgeben will, obwohl sie aufrichtig besorgt zu sein scheint. Andererseits fühle ich mich angesichts ihres Schocks und ihrer mitfühlenden Miene gleich ein wenig besser, was diese ganze Sache angeht.

»Natürlich ist das okay. Das erklärt auch voll und ganz die Anzahl der Drinks vor Ihnen.« Sie beißt sich auf die Innenseite ihrer Unterlippe. »Im Vergleich dazu ist mein Geheimnis ziemlich lahm.«

»Ganz sicher nicht. Aber Sie müssen es auch nicht erzählen, wenn Sie lieber doch nicht wollen.« Ich wäre nicht im Mindesten überrascht, wenn Sie nach dieser Enthüllung ihren zweiten Martini runterkippt und schnurstracks die Bar verlässt.

»Ich will schon. Es Ihnen erzählen, meine ich.« Sie schlürft ihr zweites Getränk und stößt einen langen Atemzug aus. »Ich habe Abhängigkeitsprobleme.«

»Alkohol?«

Sie lacht erneut. »Gott, ich liebe Sie.« Ihre Augen flackern. »Ist nicht wörtlich gemeint. Ich meine nur, dass Sie süß sind. Sie sagen Sachen, die sind einfach ... wie auch immer ... ich bin nicht abhängig von Alkohol, abgesehen von gerade jetzt. Ich bin abhängig von meinem Dad.«

»Was nicht unbedingt schlecht sein muss, oder?«

Queenie steckt sich eine weitere Olive in den Mund und kaut nachdenklich darauf herum. »Er war erst zwanzig, als ich geboren wurde, und musste mich schließlich allein großziehen. Was bei einem jungen, alleinerziehenden Vater natürlich nur nach der Trial-and-Error-Methode erfolgen konnte, verstehen Sie? Und ich bin wirklich gut darin, etwas zu vermässeln, und er ist wirklich gut darin, mir jedes Mal aufs Neue aus der Klemme zu helfen, also habe ich dieses Abhängigkeitsverhältnis fortbestehen lassen, und ohne es eigentlich zu wollen, unterstützt er das Ganze auch noch.« Sie rümpft die Nase. »Sorry, dass ich meinen kompletten Ballast bei Ihnen ablade, wo Sie selbst schon genug am Hals haben.«

»Bitte, Sie brauchen sich doch nicht zu entschuldigen. Es tut gut zu wissen, dass ich nicht der Einzige bin, der Probleme hat.«

»Ich habe das tatsächlich noch nie laut ausgesprochen, aber es fühlt sich gut an, es mir von der Seele zu reden, selbst einem völlig Fremden gegenüber, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Absolut.« Irgendwie habe ich das Gefühl, als hätte das Schicksal uns aus einem bestimmten Grund heute Abend hier zusammengeführt, daher beschließe ich, ihr doch ein wenig mehr zu erzählen. »Ich bin ebenfalls das Ergebnis einer Teenagerschwangerschaft. Mein leiblicher Vater war nicht im Bilde, und meine Großeltern kamen zu dem Schluss, dass es das Beste sei, mich als ihr Kind aufzuziehen, um meiner Schwester ... meiner Mom ... und mir ein normales Leben zu ermöglichen.«

»Also, für mich hört sich das so an, als hätten wir beide ein Mama-Problem.«

»Sieht ganz so aus, was?«, pflichte ich ihr bei.

»Und was machen wir da am besten, Ryan?« Der Schalk in ihren Augen hätte mich vielleicht abgeschreckt, *vor* dem heutigen Tag.

»Ja, was?«

»Sind Sie dabei, sich zu betrinken, damit wir unsere Mama-Probleme vergessen, wenigstens für heute Nacht?«

»Bin dabei.«

Sie schiebt mir meinen Scotch hin und lässt ihr Glas an meins klirren. »Also, Ryan, wenn wir deine ganzen Drinks runtergekippt haben, gehen wir einfach zu Schnaps über.«

Mein Kopf hämmert.

Einen solchen Kater hatte ich zuletzt mit siebzehn.

Ich öffne mühevoll ein Auge und stöhne, weil mich das Licht, das durch mein Schlafzimmerfenster fällt, geradezu schmerzhaft blendet. Dann streiche ich mir mit der Hand übers Gesicht und erstarre.

Weil sie nach Sex riecht.

Ich schaue nach rechts und bemerke die zerwühlten Laken und das Kissen mit der kopfförmigen Vertiefung. Ich rolle mich herum - wovon mir übel wird - und atme den süßen Duft von Vanilleshampoo ein.

*Queenie.*

Nachdem wir meine Drinks intus hatten, waren Schnäpse dran gewesen. Was, angesichts meines jetzigen Zustands, definitiv keine gute Idee war.

Und dann habe ich sie mit nach Hause genommen.

Ich streife die Decke ab und richte mich auf. Ich bin nackt. Auch das ist untypisch. Normalerweise schlafe ich in T-Shirt und Boxershorts. Ich bemerke eine achtlos beiseite geworfene Unterhose auf dem Boden und ziehe sie an, um mich auf die Suche nach Queenie zu machen.

Ich komme bis in den Flur, als ein gelbes Post-it am Türrahmen meine Aufmerksamkeit erregt.

*Danke, dass du mich gestern Nacht von meinen Mama-Problemen abgelenkt hast. Und heute Morgen;)*

*Xo*

*Queenie*

Ich ziehe den Zettel ab und hoffe, auf der Rückseite ihre Telefonnummer zu finden, aber da ist nichts. Stattdessen fällt mir in diesem Moment das Stofffetzchen am Türknauf auf. Ich entwirre es und begreife, dass es sich um ein Stück weiblicher Unterwäsche handelt.

Einen Tanga, um genau zu sein. Einen *ruinierten* Tanga.

Und exakt aus diesem Grund trinke ich nicht. Oder nehme wildfremde Frauen mit nach Hause. Denn jetzt fühle ich mich schuldig und gedemütigt zugleich, dass die Sexualtherapie letzte Nacht nicht mehr wert war als ein paar Abschiedsworte auf einem Post-it.

# 1

## Der erste Tag

### **Queenie**

#### *Sechs Wochen später*

»Schätzchen, bist du so weit? Wir hätten eigentlich schon vor fünf Minuten aufbrechen müssen.«

»Komme!« Ich schlüpfte in meine Pumps, werfe einen letzten Blick in den Spiegel, überzeuge mich davon, dass ich meine Laptoptasche und meine Handtasche habe, und eile durch den Flur. Ich will auf keinen Fall, dass sich mein Boss verspätet. Ausgerechnet an meinem ersten Tag im Job. Als seine Assistentin.

Er steht in der Küche, das dunkle Haar ordentlich gestylt, die sportliche Figur maßbekleidet in dunkelblauem Anzug mit grauer Krawatte, passend zu seinen Augen und zu dem Hauch von Grau an seinen Schläfen - dessen Existenz ich natürlich mit keinem Wort erwähne. Er sieht viel seriöser aus, als ich mich fühle. Als er von seinem Handy aufblickt, verblasst sein Lächeln, und er runzelt die Stirn. »Was hast du denn da an?«

»Man nennt es Kleid.« Es ist dunkelblau wie sein Anzug, mit Flügelärmeln und einem Gürtel um die Taille. Klassisch, schlicht und elegant, hat zumindest die Verkäuferin gesagt, als ich es letzte Woche anprobiert habe. Um es dann mit der Kreditkarte meines Chefs zu bezahlen. Der Vorteil, wenn man bei dem Kerl lebt, der den Laden schmeißt.

»Vielleicht solltest du lieber eine Hose anziehen.«

Ich stemme eine Faust in die Hüfte. »Hast du nicht gerade gerufen, dass ich mich beeilen soll? Und jetzt soll

ich mich umziehen? Was zur Hölle?«

Er wedelt mit der Hand in meine Richtung. »Diese Aufmachung ist für die Arbeit unpassend.«

Jetzt bin ich diejenige, die die Stirn runzelt. »Wieso soll das Kleid für die Arbeit unpassend sein? Es hat Ärmel und ist hochgeschlossen, und der Saum reicht bis über die Knie. Ich sehe absolut professionell aus.«

»Du wirst dich in einem Raum voller männlicher Sportler aufhalten, die größtenteils zwischen zwanzig und dreißig sind.«

»Und ein paar um die vierzig.« Ich deute auf ihn.  
»Worauf willst du hinaus?«

Er legt den Kopf schräg und sieht mich mit einer gewissen Frustration im Blick an. »Tu nicht so, als wüsstest du nicht, was das Problem ist.«

Ich weiß genau, was das Problem ist. Mein Kleid ist maßgeschneidert und schmiegt sich dementsprechend um meine Kurven. Es ist professionell und vielleicht auch ein klein wenig sexy. Aber alles an mir ist bedeckt, abgesehen von meinen Armen und den Beinen vom Knie bis zum Knöchel. »Wir leben doch nicht mehr im 16. Jahrhundert. Ich muss mich wirklich nicht in einem Jutesack verstecken. Willst du etwa behaupten, diese Kerle seien so, dass sie sich in Gegenwart einer Frau nicht beherrschen können? Ich sollte das tragen dürfen, was mir verdammt noch mal gefällt, und was ich gerade trage, ist geschmackvoll und absolut passend. Außerdem werden sie mich sowieso meiden wie die Pest, sobald sie herausfinden, dass ich deine Tochter bin, vor allem wenn du so finster dreinschaust.« Ich pike ihm in die Wange. »Und jetzt sei bitte nicht so altmodisch und überbehütend. Wir werden uns noch verspäten.« Ich schnappe mir unsere Thermobecher mit dem Kaffee, den ich heute Morgen gekocht habe, und gehe zur Tür.

Mein Dad seufzt, denn er weiß, dass er diese Schlacht verloren hat. Ich bin vierundzwanzig. Sportlich, kurvig,



weiblich. Ich weigere mich, meine Figur zu verstecken, nur weil Männer daran vielleicht Gefallen finden könnten. Obwohl ich durchaus nachvollziehen kann, warum mein Dad von dieser Aussicht nicht gerade begeistert ist.

Er schließt die Tür hinter mir ab und sein Tesla piept einmal, als er auf den Schlüsselanhänger drückt.

Mein Dad ist Manager der NHL-Mannschaft von Seattle. Als Teenager war er selbst ein vielversprechendes Spielertalent. Er hat sogar in den Minor Leagues gespielt und wäre beinahe in die Major Leagues aufgestiegen – aber dann hat er meine Mutter geschwängert und ist im reifen Alter von zwanzig Vater geworden, und das hat alles verändert. Vor allem als meine Mom zu dem Schluss kam, dass das Elterndasein zu viel für sie war, und sie sich aus dem Staub gemacht hat, sodass er ganz allein für mich sorgen musste.

Er hätte trotzdem für die NHL spielen können. Bei Auswärtsspielen hätten meine Großeltern sich um mich gekümmert. Aber er wollte nicht, dass ich einen großen Teil des Jahres völlig ohne Eltern dastand, nachdem meine Mom sich als absolut unzuverlässig erwiesen hatte. Als ich zwei war, hatte er bereits das alleinige Sorgerecht. Also hat er sein Ziel, für die NHL zu spielen, hintangestellt und stattdessen einen Verwaltungsjob auf niedrigerer Ebene angenommen.

Im Laufe der Jahre hat er sich dann hochgearbeitet – auf Positionen innerhalb der NHL, die ein Minimum an Reisen erforderten.

Aber dann bot sich ihm mit der Neugründung eines NHL-Teams in Seattle die Chance seines Lebens, als ihm der Managerposten angeboten wurde. Wir haben damals in Florida gewohnt und ich hatte bereits einen Collegewechsel hinter mir (und ein ganzes Semester verloren), daher beschloss ich, dort zu bleiben, und hoffte, unter Beweis stellen zu können, dass ich wie eine Erwachsene allein klarkam. Außerdem wollte ich, dass

mein Dad endlich einmal an sich selbst dachte. Es gefiel ihm nicht besonders, dass ich meilenweit entfernt am anderen Ende des Landes lebte, und ganz ehrlich: mir auch nicht. Aber sein Leben sollte sich nicht länger nur um mich drehen.

Also blieb ich in Florida und besuchte das College. Was für eine Weile auch funktioniert hat. Bis es irgendwann nicht mehr funktioniert hat. Nur ein Semester vor meinem Abschluss verlor ich jeglichen Halt. Wieder einmal.

Also bin ich nach Seattle gezogen, wo mein Dad war.

Aber ich habe es geschafft, einen Job zu kriegen und eine eigene Wohnung. Keinen tollen Job und auch keine tolle Wohnung, doch immerhin konnte ich ohne die Hilfe meines Dads leben. Ich habe einige weitere Studiengänge ausprobiert, aber keiner davon hat wirklich zu mir gepasst. Trotzdem kam ich ganz gut allein klar, bis ich meinen Job verlor und sich meine Zukunftsaussichten verdüsterten. Und da bin ich jetzt, wohne im Gästehaus meines Dads und arbeite als seine Assistentin, bis ich endlich weiß, was genau ich mit meinem Leben anfangen will.

»Soll ich dich Mr Masterson nennen oder ist dir Jake lieber?«, frage ich, als wir den verschlafenen Vorort hinter uns lassen und zum Stadion fahren.

Er runzelt die Stirn zum gefühlt zehnten Mal an diesem Morgen. Das wird wahrscheinlich eine ziemliche Umstellung werden. Klar, ich habe zwar schon als Teenager für meinen Dad gearbeitet, Besorgungen gemacht und Kaffee geholt, doch jetzt ist es etwas anderes. Ich bin eine erwachsene Frau, die unabhängig sein sollte, es aber nicht ist. Und so nahe wir uns auch stehen – in seinem Gästehaus zu wohnen und jeden Tag mit ihm zusammenzuarbeiten, könnte zu einer harten Zerreißprobe für uns beide werden.

»Das war ein Witz, oder?«, fragt er, während er sich auf die Straße konzentriert.

»Ich kann dich vor deinen Angestellten und den Spielern schlecht Dad nennen.«

Seine Hände umschließen das Lenkrad fester. »Doch, kannst du.«

Das wird *definitiv* eine ziemliche Umstellung. »Wie professionell klingt *das* denn?«

Ein Muskel zuckt in seiner Wange, und er seufzt. »Na schön, alle nennen mich Jake, also kannst du das wohl ebenfalls tun, aber nur vor den Jungs. Ansonsten bin ich Dad. Die meisten von ihnen sind wirklich nett, nur ein paar sind echte Arschlöcher und tauchen wegen ihrer Frauengeschichten ständig in den sozialen Medien auf.«

»Kapiert. Jake vor den Spielern und ansonsten Dad. Und fernhalten von Weiberhelden und Mistkerlen.«

»Nicht nur von denen. Du lässt dich überhaupt nicht mit den Spielern ein - und auch nicht mit dem Personal«, fügt er hinzu.

»Ist das eine Regel, die alle befolgen müssen oder nur ich?«, frage ich mehr oder weniger spitz.

»Das ist keine Regel, sondern ein ungeschriebener Verhaltenskodex, der für alle gilt. Wir wissen beide, wie sehr du Regeln liebst.« Er grinst schwach.

»Keine Sorge, Dad, ich werde nicht mit deinen Spielern ausgehen.« Mein letztes Date mit einem Eishockeyspieler ist gewaltig ins Auge gegangen. Es ist schon Jahre her, aber die Erfahrung verfolgt mich noch immer. So sehr, dass ich seit meinem ersten Collegejahr kein Spiel mehr gesehen habe.

»Wenn ich ganz ehrlich bin, bist gar nicht du diejenige, um die ich mir Sorgen mache. Du bist wunderschön, genau wie deine Mutter. Ihr konnte einfach keiner widerstehen, und bei dir ist es genauso.«

Ich funkele ihn an. »Der Vergleich mit ihr musste ja unbedingt sein, oder?«

»Tut mir leid. Es ist ja nicht als Beleidigung gemeint. Ich will damit einfach nur sagen, dass du das Aussehen deiner Mutter geerbt hast.« Er drückt meine Schulter.

»Schon klar. Ich wünschte nur, ich würde es besser auf die Reihe kriegen.« Damit meine ich, ich wünschte, ich wäre zumindest in dieser Hinsicht meiner Mutter weniger ähnlich. Es ist eine Sache, so auszusehen wie sie, aber ich habe viel zu viele ihrer alles andere als erstrebenswerten Charaktereigenschaften geerbt. Darunter offenbar auch ihre Neigung zu armseligen Lebensentscheidungen.

Sie ist immer ziellos gewesen, ist von einer Sache zur nächsten geflattert, von Ort zu Ort und von Mann zu Mann. Sie hat niemals konstant an meinem Leben teilgenommen. Aber als ich in Florida auf dem College war, hat sie sich für kurze Zeit wieder hineingeschlingelt. Sie besaß schon immer die unheimliche Fähigkeit, mir unter die Haut zu gehen wie die Stacheln eines Stachelschweins, und egal wie sehr ich mich auch bemühe, ich scheine sie da nicht rauszukriegen.

Wegen ihr habe ich im letzten Semester mein duales Masterstudium in Kunst und Psychologie geschmissen, nachdem mir mehrfach - von ihr - gesagt wurde, dass ich das Geld meines Dads für einen nutzlosen Abschluss verschwende. Meine künstlerischen Fähigkeiten würden niemals ausreichen, um meine Arbeit in einer Galerie auszustellen, und ich sei zu verkorkst, um anderen Menschen zu helfen. Sie hat mir geraten, mir besser jemanden zu suchen, der sich um mich kümmern würde. Und das war das letzte Mal, dass ich mit ihr gesprochen habe.

Ich hasse die Tatsache, dass ich ihr geglaubt habe. Und dass ich genau das getan habe, was sie gesagt hat: Ich bin zurück nach Hause gerannt und habe meinen Dad die Scherben auflesen lassen. Aber was noch schlimmer ist: Vor lauter Angst, dass sie mit meinem Verkorkstsein recht haben könnte, habe ich nicht einmal *versucht* zu beenden, was ich begonnen hatte.

In diesem Jahr habe ich gehofft, einige businessorientierte Kurse belegen zu können, weil das

praxisbezogen klingt, aber dann gab es ein Durcheinander mit meinem Zeugnis, und als das Problem gelöst war, war ich mit meiner Bewerbung spät dran und bin auf der Warteliste gelandet. Meine Noten sind ganz anständig, doch die Kurse sind ziemlich auf Wettbewerbsfähigkeiten ausgerichtet und auch nicht direkt auf das, wofür ich brenne, deshalb ist es wahrscheinlich besser, dass es gar nicht erst geklappt hat.

»Du bist jetzt vierundzwanzig«, sagt mein Dad sanft. »Du hast noch jede Menge Zeit, etwas zu finden, das du wirklich gern machst, Queenie. Ich will nicht, dass du das Gefühl hast, einen bestimmten Weg einschlagen zu müssen, nur weil dieser dir einen gut bezahlten Job verspricht. Geld ist nicht wichtig. Ich will, dass du tust, was du liebst, und um den Rest kümmerge ich mich.«

»Ich wünschte nur, ich wüsste, was das ist.« Mir ist klar, dass er es gut meint und dass wir uns all die Jahre über aufeinander verlassen haben, aber ich will nicht, dass mein Dad sich für den Rest meines Lebens um mich kümmert wie um ein verwöhntes Gör. Außerdem ist er erst vierundvierzig. Hat volles Haar, ist top in Form und einfach ein großartiger Mensch mit einem mörderischen Sinn für Humor. Es wäre schön, wenn er jemanden finden könnte, der all diese Seiten an ihm zu schätzen weiß, abgesehen von mir. Aber da wir die meisten Abende zusammen verbringen, weiß ich, dass er mit niemandem ausgeht. Er hat nicht mal eine Dating-App auf seinem Handy.

»Das findest du schon noch heraus, Kleines, und in der Zwischenzeit können wir umso mehr Zeit miteinander verbringen. Eine absolute Win-Win-Situation, meinst du nicht?«

»Absolut, Dad.« Und ich meine es auch so. Fast. Ich bin schrecklich gern mit meinem Vater zusammen. Aber ich befürchte, dass für ihn zu arbeiten nicht ganz so easy wird, wie wir es gern hätten.

## 2

### Vater, Mutter, Kind

#### **Kingston**

»Hey, Momsterherz, wie geht's?«

Hanna kichert und schüttelt den Kopf. »Soll ich dich etwa Sohderherz nennen oder Brusso?«

»Ich hab dir doch gesagt, es braucht ein wenig Zeit, bis du und dein Spitzname eins seid.« Während ich mein Frühstücksgeschirr spüle, halte ich inne, um ihr via Display direkt in die Augen zu sehen. »Aber wenn es dir etwas ausmacht, werde ich dich nicht mehr so nennen, Hanna.«

»Es macht mir nichts aus. Ich mag es sogar irgendwie.«

»Ich höre da ein *Aber*.« Ich bugsiere meine Müslischale in das Abtropfgestell.

Seit Neuestem gehören mindestens zweimal pro Woche morgendliche Videochats zu unserem Alltag. Auf diese Art können wir face-to-face miteinander reden und uns an die neue *Dynamik* unserer Beziehung gewöhnen. Wie der Therapeut es genannt hat. Wir versuchen einfach, das zu verarbeiten, was uns so peinlich und seltsam an der ganzen Sache berührt. Im Grunde hat sich nichts geändert – und doch alles.

»Wir kennen einander zu gut.« Hanna seufzt und nippt an ihrem Kaffee. »Ich ... ich will einfach nicht, dass Mom das Gefühl hat, sie spiele plötzlich eine weniger wichtige Rolle. Und ich bin mir auch nicht sicher, ob ich alles in allem wirklich einen besonderen Spitznamen verdiene.«

»Du verdienst eine Menge, einschließlich eines besonderen Spitznamens. Wir standen uns doch immer

schon sehr nahe, und ganz sicher ist Mom uns beiden immer noch genauso wichtig wie vorher. Aber wenn du dich dann besser fühlst, kann es auch einfach nur unser Ding sein.«

Sie lacht leise. »Hört, hört. Wer ist hier eigentlich das Elternteil und wer das Kind? Genau genommen sollte ich diejenige sein, die dich unterstützt, und meistens ist es andersherum.«

»Aber du musstest etwas aufgeben, während ich gleich zwei wunderbare Frauen in meinem Leben zum Vorbild hatte. Dein Verlust war also zugleich auch mein Gewinn. Deshalb erlebst du diese veränderte Situation jetzt ganz anders als ich.«

»Ich weiß, und wie mit allen anderen Situationen gehst du unglaublich gut damit um. Aber wie auch immer, ich habe nicht angerufen, um mit dir über einen Spitznamen zu philosophieren. Ich wollte dir vor allem viel Glück wünschen. Wie fühlst du dich denn so zu Beginn der Saison?«

Ich ziehe den Stöpsel heraus und lasse das Wasser aus der Spüle ablaufen, bevor ich sie mit einem Schwamm auswische. »Ziemlich gut. Gestern Nacht war ich ein wenig unruhig, aber davon abgesehen ist alles okay. Ich hab den Sommer über viel mit meinen Teamkollegen trainiert – genug, damit wir jetzt auf dem Eis eine richtige Einheit bilden.«

»Kommen dein Freund und der Mannschaftskapitän immer noch miteinander klar? Ich erinnere mich noch, dass es für eine Weile jede Menge Probleme gab.«

»Oh ja, zwischen Bishop und Rook steht es bestens. Meistens jedenfalls. Ich meine, Bishop wird immer Bishop sein, dem es ziemlich oft an Taktgefühl mangelt, aber die Rivalität auf dem Eis gehört längst der Vergangenheit an und das kommt dem ganzen Team zugute.«

»Freut mich, das zu hören. Ich weiß ja, wie sehr solche Dinge dich belasten.«

»Nun, wir beide wissen nur zu gut, dass ich interne Zwistigkeiten über alles liebe.«

Wir lachen, denn ich bin zu hundert Prozent der Typ, der ein Problem anspricht, sobald es auftaucht. Daher habe ich Hanna auch gleich einen Tag, nachdem ich erfahren hatte, dass sie meine leibliche Mutter ist, in ein Flugzeug hierher gesetzt, damit wir uns dem Ganzen gemeinsam stellen können. Und als wir dann bereit waren – jedenfalls so bereit, wie es in dieser Situation möglich war –, sind wir nach Tennessee heimgeflogen und haben uns dem Ganzen als Familie gestellt. Denn so machen wir das immer. Offene Wunden haben keinen Sinn. Sie heilen nur dann am besten, wenn man sie sorgfältig reinigt, selbst wenn es am Anfang schmerzt. Und in unserem Fall hat es sehr geschmerzt, auch wenn ich versucht habe, nicht alles auf Hannas Schultern abzuladen.

»Und was ist mir dir? Wie kommst du mit allem anderen klar?« Ich spreche von der Scheidung, die nicht leicht für Hanna war, erst recht nicht, nachdem ich von dem Familiengeheimnis erfahren hatte, das unsere Mutter offenbar am liebsten mit ins Grab genommen hätte. Stattdessen hat Hannas rachsüchtiger Mistkerl von Ex-Mann sich erdreistet, mir die Adoptionspapiere zu schicken, aus denen Hanna als meine leibliche Mutter hervorgeht.

»Alles okay bei mir. Jetzt, nachdem das Haus verkauft ist und ich etwas Neues habe, wo mich nicht Tag für Tag meine Fehler der Vergangenheit verfolgen, geht es mir besser.«

»Lässt Gordon dich in Ruhe? Brauchst du noch Hilfe bei dem Anwaltskram? Soll ich zu dir kommen? Ich müsste eigentlich ein ziemlich freies Wochenende haben.«

»Nein, nein, das ist nicht nötig. Dein Vorsaisontraining hat gerade begonnen und in ein paar Wochen besuche ich dich sowieso.«



»Ganz sicher? Familie hat Vorrang. Wenn du mich brauchst, bin ich für dich da.«

»Das ist wirklich lieb von dir, aber ich habe alles geregelt. Mit Mom und Dad und einigen Freunden von der Arbeit, die gleich in der Nähe wohnen, habe ich eine Menge Unterstützung. Für Samstagabend hab ich mit ein paar Freundinnen einen Filmabend geplant, eine romantische Komödie, und du weißt ja selbst, wie sehr du so was liebst.«

»Jessica ist immer so sauer geworden, wenn ich dabei eingeschlafen bin.« Wir kichern beide.

»Wie geht's Jessica? Sprecht ihr noch miteinander, oder ...« Sie vollendet den Satz nicht.

Es ist jetzt sieben Monate her, dass ich mit Jessica Schluss gemacht habe. Keine leichte Entscheidung, aber eine notwendige. »Sie ruft noch ab und zu an, und da wir so lange zusammen waren, habe ich das Gefühl, sie auch jetzt nicht vollkommen aus meinem Leben ausschließen zu können. Doch ich glaube, nur Freunde zu sein, ist für keinen von uns leicht, zumal ich bereits drüber weg bin und sie, denke ich, noch nicht.« Im Grunde haben wir nie viel Zeit miteinander verbracht, abgesehen von gelegentlichen Besuchen und ein paar ungestörten Wochen während der Offseason. Aber wir waren fast ein Jahrzehnt lang ein wichtiger Bestandteil im Leben des jeweils anderen, und für meine Familie hat sie wie eine Tochter dazugehört – mehr als in Jessicas eigener Familie –, deshalb kann ich nachvollziehen, dass ihr die Trennung besonders schwerfällt, nachdem es sich für sie wahrscheinlich so anfühlt, als habe sie mehr verloren als nur einen festen Freund.

»Hmmm. Da könntest du recht haben«, pflichtet Hanna mir bei.

»Was ist los? Du tippst dir mal wieder auf die Lippen.« Was bedeutet, dass sie sich nicht sicher ist, ob sie das, was sie sagen will, auch wirklich sagen soll.

»Na schön, Mom hat mir erzählt, dass Jessica mehr als ein Mal ein paar Sachen von dir vorbeigebracht hat, aber das Timing ist verdächtig, nämlich immer sonntags zur Abendessenszeit.«

»Bleibt sie dann oder gibt sie nur die Sachen ab und geht wieder?«

»Du kennst doch Mom. Sie würde sie nie einfach so gehen lassen.«

»Nein. Natürlich nicht.« Ich reibe mir den Nacken. Unsere Mom hat immer zu Jessica gehalten und wünscht sich nichts mehr, als dass wir wieder zusammenkommen.

»Hat Mom sonst noch was erzählt?«

»Nein, sie wirkte nur ein wenig wehmütig. Aber ich bin sicher, sie wird darüber wegkommen.«

»Das hoffe ich für alle beide«, murmele ich.

Hanna lacht mit einem Seufzer. Sie weiß genau, was ich meine. Unsere Mom würde am liebsten alles wieder hinbiegen. »Ihr zwei seid so viele Jahre zusammen gewesen, da ist es durchaus nachvollziehbar, dass ihr das Loslassen schwerfällt. Und du weißt doch, wie Mom ist. Sie ist nicht unbedingt ein Fan von Veränderungen. Aber wie auch immer, was ist mit dir? Irgendwelche heißen Dates am Start?«

»Ähm, nein. Keine heißen Dates. Die neue Saison geht gerade erst los. Da bleibt nicht viel Zeit für Dates.« Was nicht komplett gelogen ist.

Mein Wecker klingelt und erinnert mich daran, dass ich in den nächsten zehn Minuten aufbrechen muss, um Bishop abzuholen und es noch rechtzeitig zum Stadion zu schaffen.

»Das Teammeeting beginnt in weniger als einer Stunde, also muss ich jetzt Schluss machen.«

»Glaub bloß nicht, ich merke nicht, dass du jedes Mal, wenn dein Liebesleben zur Sprache kommt, plötzlich irgendwo hinmusst.«

»Aber ich muss wirklich irgendwo hin.«

»Ich zieh dich doch nur auf. Mach dir einen schönen Tag. Wir sprechen uns im Laufe der Woche noch mal.«

»Klingt gut. Schick mir eine Nachricht, falls du irgendwas brauchst.«

»Mach ich. Ich hab dich lieb, Ry.«

»Ich dich auch, Momster.« Ich beende das Gespräch und starre für einige Sekunden auf das jetzt dunkle Display, in der Hoffnung, dass es ihr wirklich gut geht – und dass unsere Familie ihr die Sache mit der Scheidung nicht noch schwerer macht, als sie sowieso schon ist.

Siebenunddreißig Minuten später treten mein Teamkollege und bester Freund Bishop Winslow und ich durch die Eingangstüren des Stadions, bereit für unser erstes Meeting der Saison. Ich atme den vertrauten Duft von Putzmitteln, Gummifußmatten und der Eisfläche ein und – ganz gleich, wie viel auch gereinigt wird – den leicht abgestandenen Geruch der Eishockeysausrüstung.

»Wie stehen die Chancen, dass Waters in diesem Jahr *keine* Preseason-Party fürs Team schmeißt?«, fragt Bishop.

»Schlecht bis null, denke ich.« Ich habe nichts gegen diese Partys. Man lernt die neuen Spieler kennen und kann sich ungezwungen ein wenig mit denen unterhalten, die man während der Offseason nicht gesehen hat. »Immerhin stärkt die Party den Teamgeist, und die Neuen fühlen sich auch gleich wohler.«

»Warum siehst du eigentlich jede verdammte Kleinigkeit so extrem positiv, King?«, nörgelt Bishop. Bishop ist ein kleiner Pessimist und nicht besonders gesellig.

»Weil du alles negativ siehst, und man braucht ja schließlich ein gewisses Gleichgewicht im Leben.«

»Da ist es ein echtes Wunder, dass ich Freunde und eine Ehefrau habe, was?« Er schenkt mir ein schiefes Lächeln.

Ich klopfe ihm auf die Schulter und grinse. »Ganz und gar nicht. Ich betrachte mich als einen der wenigen

Glücklichen, die wissen, was sich hinter deiner mürrischen Fassade tatsächlich verbirgt.«

Er verdreht die Augen und stößt meine Hand weg, grinst aber ebenfalls dabei.

In der Tasche summt mein Handy; ich hole es hervor, um zu sehen, wer mir da was schickt. Der Familienchat zeigt fünfundzwanzig ungelesene Nachrichten an – was nicht ungewöhnlich ist, da ich am Steuer keinen Blick aufs Handy werfe und so früh am Morgen alle ziemlich schwatzhaft sind. Außerdem sind drei Nachrichten von Jessica dabei.

Bishop mustert zuerst das Handy und dann mich. »Alles okay?«

»Denke schon. Wahrscheinlich nur der übliche ›Ich wünsch dir einen schönen Tag‹-Kram.« Zumindest was die Nachrichten im Familienchat betrifft. Jeden Morgen um neun postet meine Mom – ich finde es immer noch total verrückt, sie mir als meine *Großmutter* vorzustellen – ihr Zitat des Tages, das für gewöhnlich ihrem Abreißkalender mit »Worten der Inspiration« entstammt. Mein Vater – ähm, Großvater – meldet sich dann mit einem witzigen Bonmot zu Wort, und dann versuchen wir alle, etwas noch Witzigeres zu posten oder Moms Zitat zu verdrehen.

Die Nachrichten von Jessica überspringe ich jetzt lieber, denn sobald ich antworte, besteht die Gefahr, dass sie anruft. Und da ich gerade auf dem Weg zu einem Teammeeting bin, kann ich – falls es nötig sein sollte – nicht wirklich einfühlsam reagieren. Es kam schon ein paarmal vor, dass sie angerufen hat und dann in Tränen ausgebrochen ist. Sie zu beruhigen kann eine Weile dauern, und ich habe gerade keine Zeit, ihr behutsam zu erklären, warum unsere Beziehung für keinen von uns funktioniert hat und dass es eine schlechte Idee wäre, es noch mal zu versuchen.

»Jessica schreibt dir immer noch? Regelmäßig?«, fragt Bishop und schaut auf mein Display.

Ich zucke die Achseln. »Es fällt ihr schwer, loszulassen.«  
Bishop stößt hörbar den Atem aus. »Alter, wenn meine Ex mir immer noch Nachrichten schicken würde, würde Stevie durchdrehen.«

»Da ich weder eine Freundin noch eine Ehefrau habe, brauche ich mir keine Sorgen zu machen, ob irgendwelche Gefühle verletzt werden.«

»Im Moment zwar nicht, aber irgendwann *wirst* du eine neue Freundin haben. Was glaubst du, wie Jessica dann reagieren wird?«

»Keine Ahnung. Ich hoffe, dass ich von einem solchen Szenario verschont bleibe.«

Bishop runzelt die Stirn. Kein ungewöhnlicher Gesichtsausdruck bei ihm. »Hast du vor, wieder mit ihr zusammenzukommen oder so was?«

»Nein. Definitiv nicht.« Jessica hatte die völlig irregeleitete Vorstellung, dass ich, sobald wir verheiratet wären, mit dem Profi-Eishockey aufhören würde. Als ich ihr dann erklärte, dass ich meine NHL-Karriere fortsetzen wolle, bis mein Vertrag irgendwann nicht mehr verlängert werden würde, hat sie sich schrecklich aufgeregt und mir vorgeworfen, meine Karriere sei mir wichtiger als sie.

Und in gewisser Weise hat sie recht. Meine Karriere ist mir wichtiger. Aber im Laufe unserer Beziehung hat sie mich auch nie besonders unterstützt und immer nur von unserem Zusammenleben *nach* dem Eishockey gesprochen.

Mit dreißig habe ich noch einige gute Jahre vor mir. Torhüter können ziemlich lange auf dem Eis stehen, und ich habe bei Seattle für sieben Jahre unterschrieben. Wenn mein Vertrag ausläuft, werde ich noch nicht mal Mitte dreißig sein, und wenn ich in Form bleibe und meine Leistung stimmt, hoffe ich auf eine weitere Verlängerung. Ich wollte keine Beziehung fortsetzen, die sich bis zu meinem Karriereende wie auf Eis gelegt anfühlt, zumal ich mir ein realistisches Ende noch gar nicht vorstellen kann. Mir ist klar geworden, dass sie, ganz gleich, was wir

zusammen hatten, niemals in der Lage sein würde, meine Karriere zu akzeptieren, daher habe ich einen Schlusstrich gezogen.

Wir erreichen das Konferenzzimmer. An einem Ende des Raums erstreckt sich ein von einem Catering geliefertes warmes Frühstücksbüfett. Die Hälfte unseres Teams sitzt bereits an den Tischen, schiebt sich das Essen rein und bringt einander auf den neuesten Stand. Bishop und ich schnappen uns einen Teller und beladen ihn ebenfalls.

»Shippy, King, setzt euch!« Rook Bowman, unser Kapitän, deutet auf die beiden freien Plätze an seinem Tisch.

»Immer diese Shippy-Scheiße«, murrte Bishop.

Während der ersten Spielsaison waren Bishop und Rook bis aufs Blut verfeindet. Erst recht, nachdem Rook herausgefunden hatte, dass Bishop seine jüngere Schwester datet. Hinter einem Müllcontainer haben sie es schließlich ausgefochten – mit mir als Vermittler –, und jetzt kommen sie meistens ganz gut klar.

»Nenn mich weiter Shippy, und ich zähl dir die Lieblingspositionen deiner Schwester im Bett auf«, brummt Bishop, als er Rook gegenüber Platz nimmt.

Rook verschluckt sich fast an seinem Würstchen, und Chase, einer unserer Teamkollegen, der neben ihm sitzt, klopft ihm ein paarmal auf den Rücken. Aber Rook stößt seine Hand weg und wirft Bishop einen zornigen Blick zu.

»Das wagst du nicht.«

Bishop sieht ihn an, als wolle er sagen: *Stell mich nicht auf die Probe.* »Nur deine Schwester darf mich Shippy nennen, also, solange du dich nicht beim Filmschauen an mich kuschelst und meinen Schw-«

Ich schlage auf den Tisch, um Bishop daran zu hindern, den Satz zu beenden. Außerdem sieht Rook so aus, als würde er sich gleich quer über den Tisch auf ihn stürzen. Aber ich trage ein weißes Poloshirt und würde es vorziehen, nicht den ganzen Tag mit den darauf